

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 27 (1937)
Heft: 30

Artikel: Trübes Wetter
Autor: Keller, Gottfried
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641156>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 30 - 27. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

24. Juli 1937

Trübes Wetter

Von Gottfried Keller

Es ist ein stiller Regentag,
So weich, so ernst, und doch so klar,
Wo durch den Dämmer brechen mag
Die Sonne weiß und sonderbar.

Ein wunderliches Zwielficht spielt
Beschaulich über Berg und Tal;
Natur, halb warm und halb verfühlt,
Sie lächelt noch und weint zumal.

Die Hoffnung, das Verlorensein
Sind gleicher Stärke in mir wach;
Die Lebenslust, die Todespein
Sie ziehn auf meinem Herzen Schach.

Ich aber, mein bewußtes Ich,
Beschau' das Spiel in stiller Ruh,
Und meine Seele rüstet sich
Zum Kampfe mit dem Schicksal zu.

Heinrichs Romfahrt

ROMAN von J. C. HEER

Erstes Kapitel.

Ende der siebziger Jahre war's. —

Da wanderte Heinrich Landsiedel, bisher Student in Tübingen, aus seiner Heimat am Neckar über die Berge der schwäbischen Alb und durch das Tal der Schussen an den Bodensee hinab und kam in das Städtchen Bregenz.

Allerlei Schweres lag in seiner Brust. Vor vier Wochen hatte er im Beisein einer großen Verwandtschaft droben auf dem Kirchhof von Tübingen die Mutter begraben und mit ihr die einzige Seele verloren, die selbstlos an ihm hing. Else, die Schwester? — Nein, an die wollte er nicht denken; sie hatte bei der Teilung der mütterlichen Hinterlassenschaft zu seinem Schaden zusammengehamstert, was das Zeug hielt und ihn im Streit davonziehen lassen. Rösle, die Liebste? — Pfui, Teufel! — Die hatte ihn bis ins Herz hinein verraten.

Wohl gab es unter den Stiftlern und Studenten etliche Freunde, von denen er nicht gern geschieden war. Da er aber durch den Tod der Mutter völlig unabhängig im Leben stand, hatte er dem aus Goethe gefogenen Drang nach Italien nachgegeben, die hoffnungsreich betriebenen Studien abgebrochen und ließ nun seiner Wander- und Abenteuerlust freien Lauf.

Bald mit hellen, bald mit dunkeln Gedanken wanderte er und stieg von Bregenz im sonnigen Nachmittag durch die

Maienpracht des Waldes zum Wallfahrtskirchlein auf dem Gebhardsberg empor.

Die großen, tiefblauen Augen strahlten ihm vor Lebensfreude; über dem kräftigen Mund stand ihm der blonde Schnurrbart; von den Schläfen halb in die Wangen lief ihm der kurzgestutzte Backenbart, der ihm das etwas eckige Gesicht hübsch, doch ein wenig altwätersch rahmte, und auf der Stirn saß ihm der zu seinem hellblauen, guttuchenen Rock abgestimmte Filz. Die Brust vorgedrängt, schwang er mit einem Ueberfluß sorgloser Kraft den Knotenstock, und wer den noch ziemlich jugendhagern Mann so wandern und steigen sah, erhielt von ihm das Bild eines gesundfrischen, glücklichen Menschen, dem harte Erfahrungen bisher erspart geblieben waren und der darum der Welt ein um so wärmeres Herz entgegenbrachte.

Nun, warum sollte sich Heinrich Landsiedel von den Heimaterinnerungen zu tief betrüben lassen? —

Er hatte ja einen beträchtlichen Reisepfennig auf sich, in einer Geheimtasche in Zwanzigfrankenstücke umgewechselt noch jene fünfhundert Mark, die ihm sein Schwager Wilhelm für die Italienfahrt vom mütterlichen Erbe hatte herausgeben müssen. Damit konnte er, von Geldsorgen unbeschwert, wohl bis nach Rom gelangen und sich dort behaglich umsehen, was weiter beginnen.